

Der fremde Gott

28.07.2019 / PREDIGTSOMMER IN MARTINI

Vor wenigen Wochen endete mit Staffel 8 eine der großen Erzählungen unserer Zeit: Game of Thrones („Spiel der Throne“). Die Geschichte einer mittelalterlich anmutenden Welt voller Geheimnisse und spannender Charaktere. Und eine Welt voller Religionen unterschiedlichster Ausprägung. Darunter sehr prominent: Der Glaube an die Sieben, in denen sich das Göttliche in sieben unterschiedlichen Figuren repräsentiert: Mutter, Vater, Krieger, Schmied, Jungfrau, altes Weib — und eine, die mich ganz besonders fasziniert: der Fremde. Nun ist das nur Game of Thrones, schön und gut – aber ich fragte mich: Kann auch *uns* das Heilige fremd sein, wo Gott doch Paulus zufolge „nicht ferne ist von einem jeden unter uns“ (Apg 17,27)? Doch genau das ist mein Anliegen für heute: Dass wir die Fremdheit Gottes ein wenig an uns heranlassen.

Als ich das Thema „Migration“ für unseren diesjährigen Predigtsommer hörte, musste ich schon ein wenig schlucken. Denn dazu fehlen mir schlicht Kenntnis und Erfahrung. Ich bin nicht in der Flüchtlingshilfe aktiv und habe selbst auch keinen prägenden Migrationshintergrund. Daher bringe ich ein, was ich kann: Ein bisschen theologisch nachdenken und Fragen anregen. Das will ich heute mit Ihnen tun.

Heute also kein politischer Aufruf, hoffentlich keine moralische Keule und auch keine exegetische Argumentation. Nur ein bisschen theologisches Stottern und der Versuch, Gott und die Fremdheit miteinander zu denken. Und Fragen stellen, etwa: Was bedeutet uns eigentlich die Fremdheit *Gottes*? Wie könnte sie uns prägen im Blick auf das, was uns im Leben fremd ist? Erwarten Sie aber bitte keine fertige Antwort, sondern lassen Sie sich anregen, ihr eigenes Miteinander von Gott und der Fremdheit zu entdecken.

* * *

Als ich vor einigen Tagen im Internet „aus Versehen“ in eine theologische Diskussion geriet, beschlich mich beim Lesen der Kommentare meines Gegenübers immer wieder dieses Gefühl von *Fremdheit*. Nicht nur, dass mir der *Mensch* völlig fremd war, mit dem ich diskutierte – ich kannte ihn nämlich gar nicht. Auch was er schrieb, war mir eine fremde

Welt – und das, obwohl eigentlich alles was er sagte zum Standardrepertoire meiner eigenen Glaubenstradition gehört. Mir war das zwar alles ganz *vertraut*, weil ich es kenne – aber zugleich so unglaublich *fremd*, weil ich es kaum noch verstehe.

Ein merkwürdiges Gefühl, wenn das eigentlich Vertraute mir fremd wird. Das passiert gelegentlich schon ganz banal bei kulinarischen Genüssen, die jemandem unappetitlich werden: Als zum Beispiel meine Frau das erste Mal schwanger war, da ekelte sie plötzlich ihr heiß geliebter Kaffee an.

Es geht aber auch weniger banal: Dass mir das Vertraute fremd wird, das kann mir auch mit Meinungen passieren, die ich vertrete, weil ich plötzlich eines Besseren belehrt werde. Es kann uns mit Menschen passieren, von denen wir uns auf manchmal gewöhnliche, manches Mal auf tragische Weise entfremden. Und es sollte uns auch immer wieder einmal mit dem Göttlichen passieren. *Gott* sollte uns immer mal wieder fremd werden.

Vielleicht klingt das für sie vertraut – vielleicht aber auch ganz fremd. Warum sollte *Gott* uns fremd werden? Ich glaube, weil uns sonst etwas verloren geht, was dem Göttlichen zutiefst eignet: Dass *Gott* uns fremd ist, dass *Gott* das „ganz Andere“ ist. Davon erzählen die biblischen Geschichten immer wieder, wenn Menschen dem Göttlichen begegnen: Bei Mose im Busch und bei Elia auf dem Horeb, mit Jesus am Kreuz und bei Paulus vor Damaskus – in all den Geschichten steckt etwas abgrundtief Fremdes in der Begegnung mit *Gott*.

* * *

Mein theologisches Stottern heute Morgen ist natürlich auch von denen inspiriert, die das Stottern begonnen haben: den biblischen Texten und Autoren. Eine dieser biblischen Traditionen malt ein imposantes Bild auf eine theologische Leinwand, über die hinaus nicht größer gedacht werden kann: Das Gericht am Ende aller Tage in Matthäus 25, das Sie auch in Ihren Textheften finden.

Ignorieren wir für einen Moment die genaueren Zusammenhänge und verzichten wir auch auf exegetische Raffinesse. Hören wir bloß auf einige ausgewählte dieser alten Worte – und lassen uns ein wenig *befremden*:

TEXT: MT 25,31–46* (IN AUSZÜGEN)

35 Ich bin ein **Fremder** gewesen
und ihr habt mich aufgenommen.

38 Wann haben wir dich als **Fremden** gesehen
und haben dich aufgenommen?

40 Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

43 Ich bin ein **Fremder** gewesen
und ihr habt mich *nicht* aufgenommen.

44 Herr, wann haben wir dich [als **Fremden** gesehen]
und haben dir nicht gedient?

45 Was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.

Das Matthäusevangelium spielt den letzten theologischen Trumpf aus, oder anders gesagt, die endzeitliche Abrechnung gehört wohl zu den dicksten Markern, mit denen man etwas theologisch unterstreichen kann: Was sogar im „Jenseits“ noch von Bedeutung ist, das dürfte doch auch mitten im Leben eine Rolle spielen. Und gleich zweimal sagt der himmlische Richterkönig in dieser Szene: *Ich bin ein Fremder gewesen*. Mir geht es heute nur um diesen einen Gedanken: Dass Gott uns im Fremden begegnet.

Das will ich nicht haarklein *theoretisch* durchspekulieren und möchte auch nicht *dogmatisch* durchdenken, was es heißt, dass Gott eben immer auch fremd ist. Natürlich ist es spannend und wichtig, dass Gott als Schöpferin das „ganz Andere“ ist, eben kein Teil von Welt, sondern etwas, das *im* Leben alles Leben *zugleich übersteigt*. Es gehört auch dazu sich klarzumachen, dass alle Rede von Gott *bildhafte* Rede ist, weil wir Vergleiche aus dem Vertrauten heranziehen, um etwas gänzlich Fremdes zu beschreiben. Meine Frage ist aber ehrlich gesagt gar nicht so sehr die Frage nach *Gott* – sondern **was der Gedanke der Fremdheit Gottes nicht für Gott bedeutet – sondern für das Gefühl der Fremdheit, für die Begegnung mit dem Fremden.**

* * *

Angenommen, dieser Auszug aus Matthäus 25 wäre wirklich ernstzunehmen und wie bei Game of Thrones wäre die Fremdheit tatsächlich ein Merkmal Gottes – **ließe sich dann nicht vielleicht auch in der Fremdheit etwas vom Göttlichen entdecken?** So wie es Matthäus 25 ja selbst andeutet: „... das habt ihr *mir* getan.“ Ist es nicht gerade das Fremde an Gott, was uns auf faszinierende Weise erschüttert? Denn ganz ehrlich, wenn auch plakativ: Für das Vertraute brauche ich keine göttlichen Zutaten.

Kleiner Exkurs: Aktuell feiert die theologische Welt das Karl-Barth-Jahr – sei es in Zustimmung oder in Abgrenzung. Vor 50 Jahren starb dieser vermutlich wichtigste Theologe des 20. Jahrhunderts. Ich feiere als Schleiermacherforscher nicht allzu euphorisch mit, weil das theologisch genau die „Gegenseite“ ist, das „Fremde“, wenn man so will ☺ – aber *wenn*

uns das Jubiläum *etwas* zu sagen hat, dann ist es vielleicht genau dieser Zug der Theologie Barths, der bei Schleiermacher eben weitgehend fehlt: Dass Gott so ganz anders ist. Dass Gott den Menschen radikal in eine tiefe Krise stürzt, weil das Göttliche *alles* Vertraute infrage stellt. Barth wird durchaus später etwas milder – aber dieser radikale Gedanke von der Fremdheit Gottes gehört für mich zum bleibenden und unaufgebbaren Erbe der Theologie Barths.

* * *

So, nun haben wir uns möglicherweise – wenn nicht ohnehin schon – ein wenig an den Gedanken der Fremdheit Gottes gewöhnt. Nun können wir versuchen, noch ein wenig weiter mit ihm zu spielen – und vielleicht ahnen Sie, dass die Herausforderung der Fremdheit Gottes erst noch folgt ...

Wenn Gott sich in der Fremdheit verbirgt und wenn wir dem Göttlichen darin begegnen, *ohne* es zu merken – könnten wir dann nicht vielleicht auch beginnen, Gott im Fremden zu entdecken? Könnten wir uns nicht davon inspirieren lassen, dem Fremden nicht mit den üblichen Vorbehalten zu begegnen, sondern auf die Gottesbegegnung darin zu warten? Wenn ich diese Matthäussätzchen ernst nehme: Kann mir dann nicht in allem Fremden auch das Heilige begegnen? Vielleicht ja genau da, wo das Andere mein Gewohntes infrage stellt, wo Gott immer auch im ganz Anderen steckt. Wenn es tatsächlich der Gott des Lebens ist, der Leben mehren will, brauchen wir dann nicht sogar immer das Fremde, um Leben zu bereichern?

Vielleicht entdecken wir das Göttliche ja in dem Menschen, der andere Essgewohnheiten mitbringt, die mich über den Rand des Rippchentellers hinausschauen lassen. Das dürfte noch relativ unspektakulär sein.

Was ist mit den Menschen, die anders reden als ich? Weil ihnen Worte nicht so wichtig sind, oder weil sie die Vielfalt des Lebens auch in der Sprache zeigen wollen. Kann mir und anderen das nicht zur Bereicherung werden?

Was ist mit den Menschen, die anders denken als ich, sei es politisch, ökologisch oder moralisch – könnte bei ihnen nicht etwas aufgehoben sein, das meinem eigenen Denken fehlt?

Was ist mit den Menschen, die anders leben als ich? Die andere Vorlieben haben, andere Lebensentwürfe, ein anderes Familienkonzept, vielleicht eine ganz andere Vorstellung vom Lebensglück. Kann mich das nicht immer mal wieder aus meinen eigenen Begrenzungen befreien?

Was ist mit den Menschen, die anders glauben als ich? Weil Gott für sie anders heißt, weil sie sich auf andere Schriften berufen, weil ihr Götterhimmel ganz anders aussieht oder gar nicht nötig ist? Haben die wirklich alle Unrecht? Haben wir *alles* vom Göttlichen verstanden und wollen auch noch behaupten, dass es nicht noch *mehr* in Gott gibt als das, was in unsere kleine Religion, in unsere winzige Kirche oder gar in unsere mickrige Gemeinde passt? Gott nur im Vertrauten? Ernsthaft?

* * *

Ein letzter Gedankengang, der uns zurück bringt zur Fremdheit Gottes selbst. Aber nicht als Fremdheit des ganz und gar Anderen – sondern auch das, was mir am Göttlichen *vertraut* ist, kann mir unwahrscheinlich fremd werden. Gemeint ist die Art von Liebe, die wir Gott als Wesen zuschreiben:

Diese Art von göttlicher Liebe, die sich selbst unverschont in den Hass und die Hetze hineingibt. Die Art von Liebe, die mit Jesus am Kreuz unterzugehen droht und sich doch im Christus nicht unterkriegen lässt. Lassen Sie mich zum Abschluss noch etwas mehr mit dieser Liebe befremden:

Gott ist für mich die Art von Liebe, die sich mir und meiner christlichen Tradition zuwendet – **genauso aber auch denen**, die ihre Gottesbeziehung muslimisch, hinduistisch, jüdisch oder buddhistisch leben ... oder gar keine brauchen.

Göttlich begegnet mir die Art von Liebe, die all diejenigen aufnimmt, die nach einem neuen Zuhause suchen, weil sie ihr eigenes verloren haben oder nicht mehr ertragen – **genauso aber auch** nimmt sie sich aber auch der Alteingesessenen an, selbst wenn sie noch so „besorgt“ sind.

Mich fasziniert die Art von Liebe, die vorbehaltlos den Menschen aus der LGBTQ-Gemeinschaft gilt, die gestern fröhlich den Christopher Street Day gefeiert haben – die aber auch auf vielleicht erschütternde Weise denen vom „III. Weg“ und anderen gilt, die gegen die Vielfalt des Lebens protestieren. Eine Liebe, die natürlich nicht die Hetze legitimiert, aber sogar die Hetzerinnen und Hassprediger für die Liebe gewinnen will. Nicht nur Feindesliebe, sondern „Entfeindungslove“ nennt sie der jüdische Religionswissenschaftler Pinchas Lapide.

Die Liste ließe sich fortführen mit all dem, wo mir die göttliche Liebe fremd wird, weil sie bisweilen weh tut und auch denen gilt, die *ich* nicht mag. Gerade hier wird sie verletzlich, weil sie sich mit ihrem Gegenteil konfrontiert sieht. Aber gerade hier wird sie auch mächtig, weil wir von ihr das letzte Wort erhoffen.

Bevor es missverstanden wird: Natürlich, die Liebe rechtfertigt nicht den Hass auf das Fremde und sie toleriert nicht wortlos die Intoleranz. Sie legitimiert nicht die Täterinnen, sondern nennt Täter auch Täter und steht immer auf der Seite der Opfer. Und sie wird – in der Nachfolge Jesu Christi – für sich werben und reden, solange sie kann. Und wenn die Worte enden, dann (und nicht erst dann) wird sie Taten für sich sprechen lassen. Doch sie gilt immer auch *dem Menschen*, der mir so unglaublich fremd ist und der so unglaubliche Dinge sagt und tut!

Ja, diese Liebe ist mir fremd, weil ich sie oft nicht aufbringen kann und ich es häufig auch nicht möchte. Manchmal ist sie vielleicht sogar unangebracht, dann nämlich, wenn sie denen abverlangt wird, die selbst unter der Lieblosigkeit leiden.

* * *

Die fremde Liebe des fremden Gottes ist nicht zuerst Forderung – sie ist vor allem andere Einladung und Geschenk. Sie ist der Himmel nach dem ich mich sehne und die Utopie, von der ich mich herausfordern lasse, weil diese mir fremde Liebe Grenzen überwindet, weil diese Liebe mich dem Fremden näher bringt, weil diese Liebe Menschen zueinander führt, die sich fremd sind.

Ja, für mich ist das tatsächlich die Idee des Göttlichen. Wenn auch etliche Fragen heute morgen unbeantwortet und bloßes Stottern bleiben, so klammere ich mich dennoch an diese eine Hoffnung: Dass der fremde Gott der Liebe mir die Liebe zum Fremden ins Herz schreibt – und das bedeutet zuerst: die Liebe auch zu den *Menschen*, die mir fremd sind. Und wer weiß: Vielleicht begegnen wir darin ja Gott selbst. Denn: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Amen.

Sebastian Rink
pastor@feg-fischbacherberg.de

